

# 113

<b>Intro/Impressum</b>	<b>5</b>
<b>Kunst an Blümchen</b>	<b>6</b>
<b>Alles Grenzgänger</b>	<b>10</b>
<b>Große Kunst aus Papier</b>	<b>12</b>
<b>Innere und äußere Wirklichkeit</b>	<b>14</b>
<b>Himmelssturz</b>	<b>18</b>
<b>Die Verwundbarkeit des Menschen</b>	<b>20</b>
<b>Oh Augenblick, oh Ewigkeit!</b>	<b>22</b>
<b>Erwarten Sie Wunder!</b>	<b>26</b>
<b>Die Unbekannte</b>	<b>28</b>
<b>Splitter</b>	<b>30</b>
<b>Nachgelesen</b>	<b>32</b>
<b>Short Cuts</b>	<b>34</b>

Wia?

Was?

Warüm?

# Mundart in Unterfranken

[www.unterfränkisch.de](http://www.unterfränkisch.de)

Verein zur Bewahrung des unterfränkischen Dialektes e.V.

# Kunstpreis 2016 der Stadt Marktheidenfeld

10



**Ausgeschrieben für Malerei**

Info unter:

Franck-Haus Marktheidenfeld

Untertorstraße 6,

97828 Marktheidenfeld

Tel.: 09391-81785

[Kunstpreis@marktheidenfeld.de](mailto:Kunstpreis@marktheidenfeld.de)

[www.marktheidenfeld.de](http://www.marktheidenfeld.de)

KUNST  
MUSEUM  
ERLANGEN

# Sprache & Geheimnis der Bäume



Walter Förster

Sabine Freudenberger

Bernhard Maria Fuchs

Lothar Mayer

Günter Paule

Ingrid Riedl

Wolf-Dietrich Weissbach

„DIE SPRACHE DER BÄUME“  
Kunstmuseum Erlangen  
Loewenichsches Palais  
24. April bis 22. Mai 2016

„DAS GEHEIMNIS DER BÄUME“  
Das Kunstmuseum Erlangen  
zu Gast in der Neuen Galerie  
des Kunstvereins Erlangen  
27. April bis 21. Mai 2016

Kunstmuseum Erlangen | Loewenichsches Palais  
Nürnberg Str. 9 | 91052 Erlangen | Tel. 0 91 31/20 41 55  
Öffnungszeiten Di – Fr 11 – 18 Uhr, Sa/So/feiertags 11 – 16 Uhr  
kunstmuseum@stadt.erlangen.de | www.erlangen.de/kunstmuseum

Das Kunstmuseum Erlangen zu Gast im Kunstverein Erlangen  
Hauptstr. 72 | 91054 Erlangen | Tel. 0 91 31/2 68 67  
Öffnungszeiten Di, Mi, Fr 15 – 18 Uhr, Do 15 – 19 Uhr, Sa 11 – 14 Uhr

# Intro

„Knoblauch verliert seine Wirkung, aber die Musik ist beständig!“ Was für herrliche Weisheiten verbreitet doch das Fernsehen. Hätten Sie gewußt, daß Johann Sebastian Bach ein Schattenjäger war? Einer, der durch seine Musik Dämonen enttarnte und zur Strecke brachte? Jedenfalls verkündete das beiläufig ein Fantasyfilm jüngst zur besten Sendezeit, kurz nach 20 Uhr.

Man muß sich das ungefähr so vorstellen: Immer wenn ein Stück des großen Komponisten ertönt, werden manche Menschen unruhig. Sie mögen keine Musik und schon gar keinen Bach, also verwandeln sie sich zurück in das, was sie eigentlich sind – grausige Hexen, fratzige Bösewichte oder futuristisch anmutendes Getier, das sofort beginnt, unsereins, der kein Böser ist, zu attackieren.

Was schließen wir daraus? Knoblauch ist out! Nicht jeder ist das, was er verkörpert! Musiklehrer sind vielleicht Schattenjäger und mit ziemlicher Sicherheit keine Monster, da sie sich ja ansonsten permanent selbst quälen und im Unterricht brave Kinder verschrecken würden! Bei Komponisten und Musikern ist dies wohl auch anzunehmen. Wenn man auch zuweilen auf der Bühne Heavy Metal oder Punkrock Bands sieht, die einem schon das Fürchten lehren können. Zwar ist bei solchen Konzerten das Phänomen des Veitstanzes zu beobachten, wenn sich im beschallten Auditorium Zuckungen und Verrenkungen der exorbitanten Art ausbreiten, aber Verwandlungen?

Bei den Bachtagen und beim Mozartfest in unserer Stadt geht es gesittet zu, und es gab wohl bislang keine Übergriffe von Dämonen auf zahlendes Publikum. Jedenfalls ist uns nichts anders bekannt. Und da beim Africa-Festival, Hafensommer, Umsonst& Draussen und Stramu völlig andere Musik erklingt, dürfte ein Besuch problem- und gefahrlos möglich sein. Bei den Tagen der Neuen Musik und beim Jazz-Festival allerdings stehen gesicherte Überprüfungen noch aus.

So bestens informiert, kann die Frühjahr/Sommer-Musikszaison beginnen. Sollten Sie, werte Leser, aber dennoch sonderbare Begegnungen der Dritten Art haben oder Ihnen jemand suspekt erscheinen, pfeifen Sie eine Bach-Fuge.

Den Knoblauch kann man auf jeden Fall zu Hause lassen. Er hilft nicht wirklich, außer daß er einsam macht. ♪

## Die Redaktion

### nummer einhundertdreizehn

herausgegeben vom **Kurve e.V.** –

Verein zur Förderung von Kultur in Würzburg

**Druckauflage:** 1500 Exemplare

**Herstellung:** bonitasprint, Würzburg

#### Kontakt

##### nummer

c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien  
Innere Aumühlstraße 15-17 · 97076 Würzburg  
Tel.: 0931 – 413937 · mail@nummer-zk.de

#### Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.  
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],  
Achim Schollenberger [as], Eva-Suzanne  
Bayer, Renate Freyeisen, Katja Tschirwitz  
[tw], Frank Kupke, Ulrich Karl Pfannschmidt  
[up], Rainer Blum, Daniel Osthoff, Erhard  
Driesel

Für die Inhalte der Artikel sind die Autoren selbst verantwortlich.

#### Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo

**Umschlagfarbe:** Pantone 586 C

#### Layout

Akimo

#### Anzeigenpreisliste 2. 2010

Künstlerportfolio:

€ 100 Ganze Seite 180 x 240 (186 x 246)

Short Cuts:

€ 80 Viertelseite 77,5 x 100

€ 100 Halbe hoch 77,5 x 205

€ 100 Halbe quer 160 x 100

€ 200 Ganze Seite 186 x 246

€ 250 Anschnitt/U4 186 x 246

alle Maße: Breite x Höhe in mm  
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100 HKS-Farbskala

€ 125 Pantone-Farbskala

alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

€ 42 Mitgliedschaft im 10 x 1 Heft

Förderverein Kurve e.V.

€ 30 Jahresabonnement 10 x 1 Heft

€ 30 Geschenkabonnement 10 x 1 Heft

€ 60 Förderabonnement 10 x 2 Hefte

alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.

Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,

wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.

Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung:





*Hase auf der Landesgartenschau in Bayreuth*

# Kunst an Blümchen

Anmerkungen zur Landesgartenschau in Würzburg 2018

*Text: Ulrich Karl Pfannschmidt    Fotos: Wolf-Dietrich Weissbach*

1990 veranstaltete die Stadt Würzburg ihre erste Landesgartenschau, die als an Besuchern reichste in die Geschichte der Gartenschauen einging. Für die Stadt war sie ein großer Erfolg. 28 Jahre später, 2018 richtet sie eine zweite Gartenschau aus, sie konkurriert gegen sich selbst. Die Macher müssen zeigen, ob sie es besser oder mindestens eben so gut können wie ihre Vorgänger.

1990 kam den Planern der Ort der Gartenschau zu Hilfe. Vor dem Hintergrund der historischen Mauern von Festung und Bastionen entfaltete sich eine lichte Folge von Gartenstücken, die Festungsgräben und Glacis in eine heitere Welt für Flaneure und Gäste verwandelte. Es gelang, bisher nicht zugängliche oder ganz vergessene Ecken der Stadt zu öffnen und wieder im Bewußtsein der Bürger zu verankern. Gerade der Gegensatz zwischen der Vergangenheit und der blühenden Gegenwart verlieh der Gartenschau einen romantischen Charakter, der sie von vielen ähnlichen Veranstaltungen unterschied und nicht wenig zum Gelingen beitrug. Kleine Besonderheiten aus Partnerstädten streuten internationalen Glanz über das Gebiet. Das Geschick der Planer, den Schwerpunkt ihrer Mühen auf die Partien des Geländes zu legen, die auch langfristig, nach Abbau der einjährigen Schau von Blumen und Sträuchern, bestehen sollten, trug reiche Früchte. Auch heute werden die Anlagen gern aufgesucht. Sie sind zu einem Musterbeispiel für die Idee geworden, mit einer Gartenschau die städtebaulichen Qualitäten einer Stadt zu stärken. Die einst zur Förderung der Landwirtschaft gedachte Gartenschau ist heute im allgemeinen Verständnis eine urbane Angelegenheit geworden. Wehmut erregt die Tatsache, daß die dort aufgestellten, außerordentlichen Kunstwerke seit langem in Quarantäne eingesperrt auf der Bastion lagern, als ob von ihnen Ansteckungsgefahren ausgehen würden.

Die geplante Gartenschau 2018 wird es bedeutend schwerer haben. Der Ort selbst bietet wenig. Der landschaftliche Reiz einer ehemaligen Kaserne und eines Flugplatzes ist gering, was ihn ja gerade für die ursprüngliche Nutzung so geeignet machte. Und der gerühmte Blick auf die weitab ruhende Festung ist von begrenzttem Reiz. Einmal reicht, wer will schon

dauernd auf die Festung starren? Was sich auch immer eignet, die Attraktivität zu steigern, ist daher aufzusuchen und zu entwickeln. Das gilt natürlich für die vorhandenen Bäume und Parkstückchen, die zu pflegen, zu erhalten und zu ergänzen sind. Eine zentrale Frage ist aber, wie der heute notwendige urbane Charakter sichtbar werden kann und soll, wenn die zukünftige Bebauung noch weitgehend fehlt. Wenn nicht nur ein Park entstehen soll, wie er an zahllosen Orten der Welt zu finden ist, dann muß die Gartenschau mehr bieten. Auf der einen Seite, zum Campus der Universität, scheint eine intensive, grüne Vernetzung der Gebiete möglich und sinnvoll. Dies ist schon deshalb wichtig, weil die vom Universitätspräsidenten Haase seinerzeit versprochene Verzahnung von Wohn- und Universitätsbereichen sich als Hirngespinnst und Luftnummer erwiesen hat. Es gilt, die Eigentumsgrenze zu überspielen und zwei Gebiete unterschiedlicher Nutzung optisch zu verbinden.

Auf der Gegenseite, hin zu den künftigen Wohnbaugebieten sollte die Struktur von Straßen, Wegen und Plätzen mit öffentlichem Grün schon vor Bebauung aufgezeigt und nachgezeichnet werden, damit der Besucher sich die Zukunft, wenn er sie schon nicht sehen, doch wenigstens vorstellen kann. Es braucht nicht das ganze Gebiet, eine beispielhafte Musterfläche würde genügen. Je intensiver die Verzahnung von Grün und Siedlung ist, desto attraktiver wird das Quartier sein. Die Gestaltung setzt das Gebiet in Wert. Der Gartenschau eine Bauausstellung zur Seite zu stellen, wie das zum Beispiel 2004 in Trier auf dem Petrisberg geschehen war, wäre eine große Chance gewesen, Interessenten vorzuführen, wie Qualität in Bau und Städtebau heute beschaffen ist. Das ist leider nicht mehr möglich. Man kann die Planungsprobleme in Würzburg so zusammen fassen: Weil weder die natürliche noch die historische Ausstattung des Gebietes geeignet ist, die Anziehungskraft zu steigern, müssen Attraktionen künstlich erschaffen werden. Hier kann die Kunst einen wichtigen Beitrag leisten. Die Gartenschau 2016 in Öhringen zeigt, was möglich ist. Der Sammler Reinhold Würth hat eine Reihe bedeutender Plastiken, zum Beispiel

von Chillida oder Baselitz dorthin ausgeliehen. Ob der Ruf von Würzburg bis nach Künzelsau reicht, ob Würth von hier erreichbar ist, wäre zu klären. Aber auch woanders gibt es schöne Plastiken.

Ein Dreiklang von Natur, Bau und Kunst könnte dem neuen Stadtviertel besondere Eigenart verleihen und es zu einem gesuchten Ort des Wohnens entwickeln. Über den Preis kann es nicht mit Nachbargemeinden konkurrieren, die sich geradezu bei der Ausweisung neuer, billiger Bauflächen überschlagen. Die Stadt hat sich folgerichtig auf den Weg gemacht, Künstler und Kunst zu suchen. Das ist der richtige Ansatz. Es wird aber nicht genügen, eine größere Zahl von beliebigen Kunstwerken planlos über das Gelände zu streuen.

Es muß vielmehr ein Konzept entwickelt werden, das die Werke in das Gebiet einbettet. Sie müssen ein integraler Teil des Netzwerkes werden, welches das Gebiet durchdringen sollte. Wo können Kunstwerke aufgestellt werden? An welchen Stellen wirken sie am besten in ihre Umgebung? Sollen es erhöhte Positionen sein? Können sie in Sichtachsen stehen? Können sie für ein Quartier Identität stiften, viel-

leicht sogar namengebend? Kann es ein unerwarteter, ungewöhnlicher Ort sein? Über den individuellen Wert hinaus können sie im Verbund selbst an Aufmerksamkeit für sich und für die Kette der Quartiere gewinnen. In der Korrespondenz zum Grün wie zur künftigen Bebauung kann die Kunst der gesamten Gartenschau 2018 ein Alleinstellungsmerkmal aufdrücken, wie es nicht besser sein könnte. Dazu bedarf es unbedingt eines Planes.

Mit einem solchen Konzept würde Würzburg der langen Entwicklung der Gartenschauen von der Großen Ruhrländischen Gartenbau Ausstellung in Essen 1929 – GRUGA über die Reichsausstellungen des deutschen Gartenbaus 1936 in Dresden, 1938 wieder in Essen, 1939 auf dem Killesberg in Stuttgart und die vielen folgenden ab 1980 auf dem Wege von einer Schau des Reichsnährstandes zu einem urbanen Entwicklungsinstrument ein neues Kapitel anfügen. Die Bürger der Stadt würden nach Verblühen der Blumen ein dauerhaftes Wohngebiet von hoher Aufenthaltsqualität gewinnen. Der Stadt und den Planern wäre ein Platz in der Geschichte sicher. ¶



Ein Werk von Tony Cragg aus der Sammlung Würth auf der Landesgartenschau in Öhringen



*Ein Werk von Bernar Venet aus der Sammlung Würth, dahinter eine Arbeit von Gertrude Reum auf der Landesgartenschau in Öhringen*



Wiltrud Kuhfuss, „Gegen die Angst IV“ Foto: Wiltrud Kuhfuss

## Alles Grenzgänger

„Grenzen.Absurd. Zeitgenössische Kunst im Deutschordensschloß“ in Bad Mergentheim

Von Angelika Summa

**G**renzen.Absurd heißt die Ausstellung im Deutschordensschloß Bad Mergentheim. Das erinnert stark an die derzeitige sogenannte Flüchtlingskrise, aber dieses Thema war gar nicht der unmittelbare Anlaß zur Ausstellung, sagt Museumsdirektorin Maike Trentin-Meyer. Dennoch hätten einige der 41 beteiligten Künstlerinnen und Künstler aus fünf Kunstvereinen (Kulturverein Bad Mergentheim, Hohenloher Kunstverein, Kunstverein Tauberbischofsheim, Kunstkreis Lauda-Königshofen/Galerie „das auge“, BBK Unterfranken), die von einer sechsköpfigen Jury ausgewählt wurden, auf dieses aktuelle Problem mehr oder weniger direkt Bezug genommen.

Namens- bzw. Titelgeber waren einmal die Heimattage in Bad Mergentheim (in Baden-Württemberg jähr-

lich veranstaltet) zum Thema „Grenzen überwinden“, und zum anderen kam noch ein literarischer Aspekt hinzu: Bernd Schepermann, Vorsitzender des Kulturvereins Bad Mergentheim, outete sich als Albert Camus-Fan und lieferte den „philosophischen Hintergrund“ dazu. Der Titel sei an die „Absurden Mauern“ des französischen Existentialisten angelehnt. Schepermanns Objekt, ein durchbohrtes rotes Camus-Buch, eröffnet den Ausstellungsrundgang gleich am Eingang; gegenüber zeigt Jean Louis Duguépéroux seine wild-expressionistischen Wortkaskaden.

Auf den 500 qm Ausstellungsfläche des altherwürdigen Schlosses werden nun in den drei ineinander übergehenden ebenso charaktervollen Räumen im Erdgeschoß über 90 Arbeiten der Malerei, Graphik,

Plastik, Installation, Fotografie, Collagen, Textiles bis zur Webkunst gezeigt. Die Aufteilung der Werke folgte dem Schema figürlich (1. Saal), abstrakt (2. Saal), ironisch (3. Saal), ohne allzu dogmatisch zu sein. Dem Flaneur durch die Ausstellung bietet sich vorrangig das Problematische dar, das Gedankenvolle und Konfliktbeladene.

Viele der Künstlerinnen und Künstler (je zur Hälfte beteiligt) nahmen sich Camus Philosophie des Absurden zu Herzen und reichten Werke ein, die dem Gedanken in Motivik, Materialgestaltung und farblicher Ausarbeitung Ausdruck gaben, wonach der Mensch sich fremd fühle in der – an sich sinnleeren – Welt, daß er im Streben nach Schicksalsüberwindung in Krisen stürzt. Eberhard Löbleins nackter, kauender Mensch (Ohne Titel, von 2006) umfaßt den eigenen Körper als suche er Schutz vor einer nicht sichtbaren, nicht faßbaren oder begreifbaren Gefahr. Auch in Antje Vegas drei verschlossenen Mädchenbildern in Rosa wird Unsicherheit durch die Körperhaltung deutlich. Bei Wiltrud Kuhfuss (Gegen die Angst IX, 2010) wirkt allein schon die Haltung der „verbrannten“ Figuren im Schwarz-Weiß-Kontrast. Goswin von Mallinckrodt genügt das bloße Gewand eine Samurais mit blutender Stichwunde auf Brusthöhe, um auf die prekäre Situation des Menschen in einer Welt religiöser Prinzipien hinzuweisen. Ganz direkt über ihren Titel „Weggefährten auf der Flucht“, nimmt Ruth Roth auf die Flüchtlingsthematik Bezug. Dunkle, schemenhafte Gestalten verharren vor Meeresküste oder Horizont oder Grenzzaun und gibt mit ihrer kleinen Collage zu verstehen, daß Grenzen ziehen oder Grenzen bewahren für die betroffenen Menschen Ausgrenzung bedeutet.

Der Grenzziehung in abstrakter Form widmen sich Dagmar Meyer und Wolfgang Kuhfuss; sie in einem gewebten Triptychon („Abgrenzung“) in Rot-, Gelb- und Schwarztönen, er im strengen Gegenüber eines Diptychons mit geometrischen hellgrauen Formen, die durch die gelbe Klammer eine positive Grundstimmung haben. Da der Mensch, nach Camus, unabhängig von



Fred Piehl, „Das Opfer“ Foto: Fred Piehl

Gottes Gnaden, auf sich allein gestellt ist und folglich sein Schicksal selbst aktiv in die Hand nehmen muß, klingt in den wenigsten Arbeiten an. Hoffnungsvoll ist aber zumindest Constanze Hochmuth-Simonettis Vogelmensch, die „Grenzüberwinderin“. Besonders keck die Drahtszene von Lothar Lempp mit dem Titel „Der Weg des Weinhändlers nach seinem Ableben“. Mit Innerlichkeit und Duldsamkeit ist Fred Piehl nicht zufrieden. Seine dadaistischen Objekte und (beweglichen) Objektkästen mit grotesken Gestalten revoltieren und provozieren durch satirische Überspitzung. Das Absurde sprengt hier die gedanklichen Grenzen. Das zu sehen macht (klammheimlichen) Spaß. ¶

Bis 5. Juni.

Ruth Roth, „Weggefährten auf der Flucht“ Foto: Ruth Roth





Petra Grupp, „wachsen und reifen“ (o.J.)

# Große Kunst aus Papier

Ausstellung „Papier autark“ im Museum Papiermühle Homburg

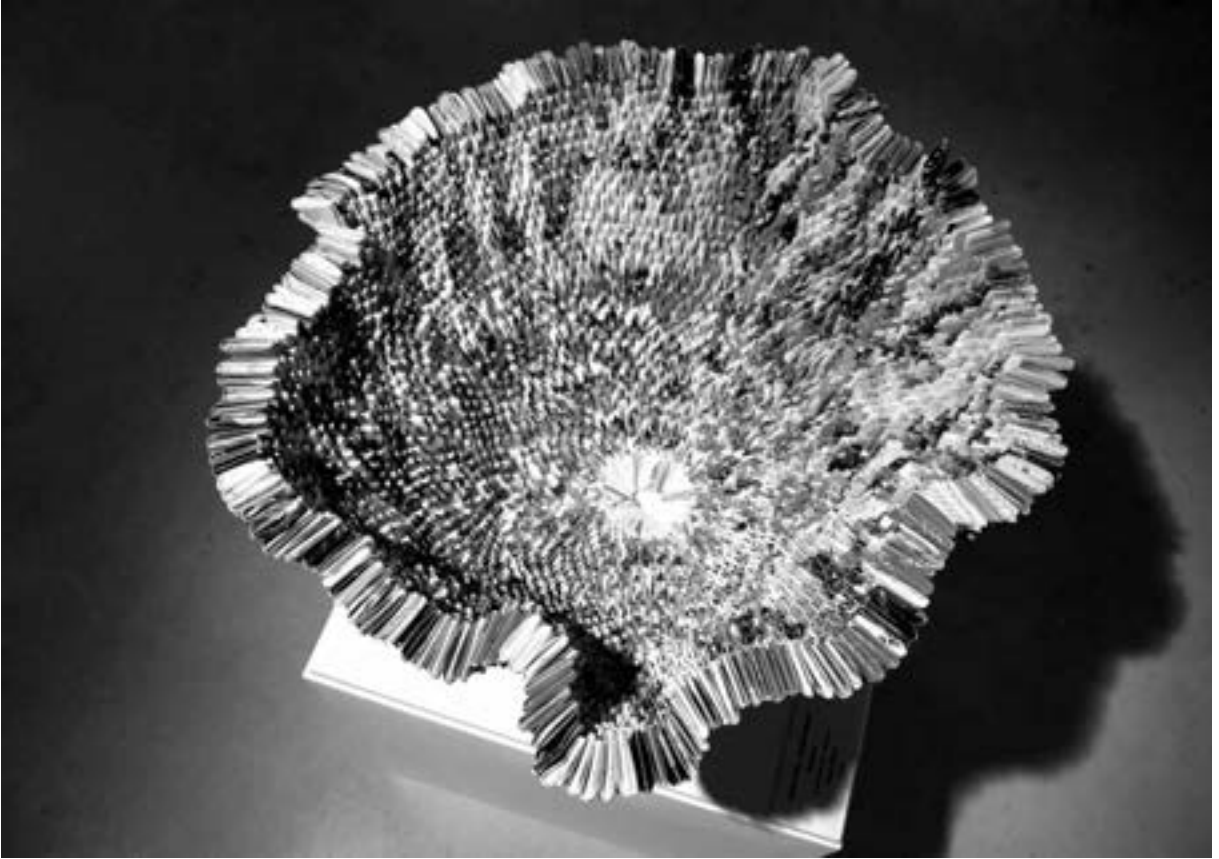
*Text und Fotos: Frank Kupke*

**A**us ganz Deutschland kommen die 17 Künstlerinnen und zwei Künstler, die derzeit in der Galerie des Museums Papiermühle Homburg insgesamt über 30 Arbeiten zeigen. Anlaß der hochkarätigen Ausstellung ist das 30jährige Bestehen der „International Association of Hand Paper Makers and Paper Artists“ (IAPMA), des Dachverbands von über 400 Papierkünstlern in 30 Ländern (IAPMA-Gründungspräsidentin war 1986 Dorothea Eimert, derzeitige Präsidentin ist die US-Amerikanerin Nicole Donnelly).

Denn was es hier zu sehen gibt, ist in erster Linie nicht etwa Gemaltes, Gezeichnetes oder Gedrucktes

auf Papier. Sondern hier spricht das Papier als Gestaltungsmaterial mal für sich selber (mitunter freilich in Verbindung mit dem behutsamen Einsatz anderer Materialien, die doch nie die Sache Papier als Ausdrucksträger aus dem Fokus verdrängen). Daher dürfte wohl auch der Ausstellungstitel „Papier autark“ rühren. Doch was hier unter diesem Titel zu sehen ist, könnte unterschiedlicher nicht sein. Und fast vergißt man beim Betrachten der Arbeiten, daß sie allesamt aus Papier gefertigt sind.

Da sind etwa die papiernen Muscheln von Helene Tschacher aus dem niederbayerischen Mainberg, die ganz nah dran sind am Vorbild aus der Natur. Da gibt



Monika Wellnitz, „Caverna“ (o.J.)

es die zarten organischen Objekte der Oberbayerin Irene Rammensee. Oder aber den aus bunten Flyern gefalteten, monumentalen Becher der Nordrhein-Westfälin Monika Wellnitz. Und, und, und ...

Jeder Ausstellungsbesucher wird unter den stimmig präsentierten Werken recht bald seine Lieblinge haben. Und während sich draußen vor dem Fenster das Mühlrad der Papiermühle dreht, kann man sich drinnen in diesem mit viel Geschmack gestalteten, weitläufigen, modernen Galerieraum in dem historischen Gemäuer in die eine oder andere Papierkunst-arbeit vertiefen.

Wo paßt eine solche schöne Ausstellung besser hin als in die malerisch gelegene Papiermühle Homburg, die von Anfang des 19. Jahrhunderts bis 1975 zur Papierherstellung betrieben wurde und deren technische Anlage komplett erhalten ist (was sie in Bayern einzigartig macht)? Von vielen der hier zu sehenden Papierkünstlerarbeiten geht – bei aller raffinierten und kleinteiligen Modellier- und Falttechnik – eine emotionale Unauf-

geregtheit aus, der beinahe so etwas wie eine meditative Ruhe eignet.

Indes, so viel handwerkliche Perfektion und Harmonie hat natürlich auch ihre Kehrseite. So weisen manche Arbeiten eine gewisse Nähe zum geschmäckerlich Kunstgewerblichen auf, mitunter kann die Virtuosität der technischen Ausführung nicht ganz darüber hinwegtäuschen, daß es dem makellos filigranen Objekt an künstlerischem Biß fehlt, um den Betrachter auch mal zu provozieren. Zum bloßen Design oder zur bloßen Dekoration wird freilich so gut wie keine der ausgestellten Arbeiten. Und einige der Werke sind gewiß ganz große Kunst. ¶

*Bis 25. September (Ausstellung).*

*Das Museum Papiermühle selber ist bis 31. Oktober geöffnet.*

# Innere und äußere Wirklichkeit

Sabine Stange und Gerhild Werner aus Kassel im „Professorium – Galerie für Zeitgenössische Kunst“

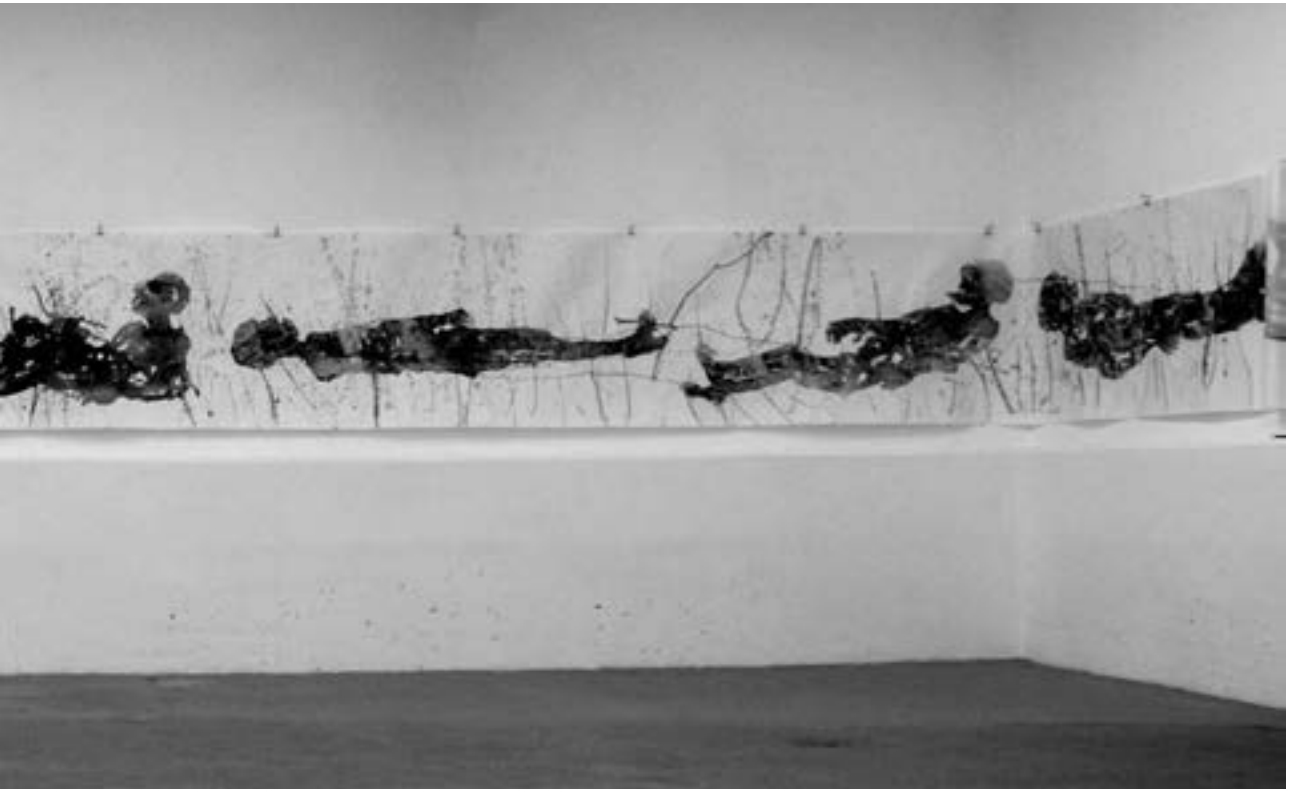
Von Frank Kupke



**D**aß ein Ausstellungsraum und die in ihm gezeigten Kunstwerke kongenial zusammenpassen würden, ist eine ziemlich abgegriffene Floskel. Dennoch gilt das für die aktuelle Ausstellung „das innen außen – das außen innen“ durchaus, die derzeit im „Professorium – Galerie für zeitgenössische Kunst“ in der Inneren Aumühlstraße 15-17 in Würzburg zu sehen ist. Denn was die beiden Kasseler Künstlerinnen Gerhild Werner und Sabine Stange hier zeigen, wirkt auf den ersten Blick, als wären die Arbeiten wie für diesen Raum geschaffen.

Dies gilt insbesondere für das große Werk von Gerhild Werner, das den Titel „unter augenhöhe“ trägt. Es handelt sich hierbei um ein 15 Meter breites Rollbild, das ein wenig an einen ägyptischen Papyrus oder an chinesische Wandzeitungen denken läßt.

Und in der Tat wurde die 1952 geborene Gerhild Werner, die – wie ihre Kollegin Sabine Stange – Mitglied der Kasseler Gruppe „Kunstbalkon“ ist, zu der Technik, die sie hier verwendet, in China angeregt. Sie sah nämlich einst in Schanghai, wie ein Künstler mit bloßem Wasser auf der Straße malte. Die Straßen-Bilder lösten sich logischerweise buchstäblich in Luft auf, sobald das Wasser trocknete. Sie verschwanden. Ganz so vergänglich ist das, was Gerhild Werner macht, freilich nicht. Aber es basiert auf dem Prinzip des Schanghaier Straßen-Künstlers. Die Künstlerin malt zunächst mit bloßem Wasser die Formen aufs Papier, die sie später entstehen lassen will. Dann tupft sie mit Tusche ins quasi unsichtbare Naß. Und nach und nach werden die Formen sichtbar und erwachen zum Leben. Durch diesen aufwendigen Zei-



Gerhild Werner, „unter augenhöhe“ (2012) Foto: Frank Kupke

chen- und Malvorgang heben sich die Formen vom Papier ab. Anschließend trocknet das Ganze, so daß sich die Konturen scharf vom Malgrund absetzen und die Schwarz- und Sepiatöne der Tusche die Formen facettenreich hervortreten lassen. Das alles sind Prozesse, die die Künstlerin bis zu einem gewissen Grad steuert, dennoch aber läßt sie hierbei genug Spielraum für den Zufall.

Diese technischen und formalen Aspekte von Gerhild Werners Rollbild bilden einen frappierenden Gegensatz zu dem, was hier inhaltlich zu sehen ist. Hierbei handelt es sich um sieben Darstellungen einer menschlichen Figur (einmal offenbar spielerisch mit einem Kleinkind in Händen). Die Figur wirkt mal mehr, mal weniger skelettartig. Mal liegt die Figur, mal kauert sie. Mal scheint sie

lebendig, mal ziemlich tot. Man ist versucht, das Rollbild irgendwie chronologisch – von links nach rechts oder von rechts nach links – zu lesen. Vielleicht ist es eine Art Werden und Vergehen? Aber das funktioniert nicht. Die platte thematische Linearität ist durchbrochen. Dennoch handelt es sich auf alle Fälle bei dem dargestellten Menschen nicht um jemand, der noch auf Erden weilt, sondern um eine Person, die in einem wie auch immer aufzufassenden Zwischen- oder Schattenreich existiert. Daß so jemand dann ein Kind in Händen hält, wirkt ziemlich beunruhigend, wenn nicht gar unheimlich. Daß die Künstlerin das Werk nach einem schweren persönlichen Verlust geschaffen hat, erklärt allenfalls, wieso sie es gemacht hat, aber nicht, weshalb sie es auf diese Art gemacht hat. Natürlich behandelt die Arbeit das weite Thema



Sabine Stange, „Welcome“ (2009) *Repro-Foto: Frank Kupke*

von Tod und Vergänglichkeit. Aber anders als in der großen barocken Tradition dieser Stoffe, verwendet Werner keine vorgegebene Allegorik und Symbolik. Das Rollbild präsentiert sich als eine große mehrteilige Frage, die sich zunächst einmal an den Betrachter als Einzelmenschen richtet, die aber durch die öffentliche Präsentation doch zu einer allgemein menschlichen Frage wird. Und wie jede gute Kunst, verzichtet das Werk auf eindeutige Antworten, sondern gibt allenfalls Andeutungen, deren Ausgestaltung der Phantasie des Betrachters überlassen ist.

Während bei Gerhild Werner das Verhältnis von Außen und Innen, auf das der Titel der Doppelausstellung hinweist, offenbar vor allem eine metaphysische Angelegenheit ist, geht die 1950 geborene Sabine Stange diese Thematik ganz bodenständig an. Wie könnte es bei einer Fotografin auch anders sein? Stange zeigt elf überwiegend großformatige Farbfotos und ein paar kleinere. Die inhaltliche und formale Spannbreite der Fotos reicht vom rein Ab-

strakten bis zum überbordenden Fabulieren, und sie haben doch eines gemeinsam: das optische – und damit auch inhaltliche – Spiel mit Spiegelungen. Da ist zum Beispiel das Werk „Venedig 2015 #1“. Das ist die Fotografie von irgendetwas Rotem, auf dem sich ein Lichtstreif reflektiert, der die Ives-Klein-hafte Monochromie wie ein Meteorit diagonal durchzischt. Das ist eine expressive Komposition, die es zum einen durchaus mit dem Besten der abstrakten Malerei um 1910 und 1950 aufnehmen kann und zum anderen dennoch hochaktuell ist.

Die Frage nach dem, was die Fotografin hier eigentlich tatsächlich abfotografiert hat, stellt sich nicht mehr. Die äußere Realität wird durch die Hände der Fotografin zu einer inneren Realität. Und plötzlich ist da eine erstaunliche inhaltliche Nähe zu Gerhild Werners Arbeit, obwohl Sabine Stange den umgekehrten Weg nimmt. Sie geht vom Außen zum Innen. Anscheinend einen ganz anderen Ansatz als in ihren abstrakten Werken hat die Fotografin bei jenen

Arbeiten, auf denen in der einen oder anderen Weise die menschliche Figur auftaucht. Da fällt etwa auf dem Foto „Märchenwald“ der Blick durch das Fenster eines Zugwaggons auf eine Art Wintergarten-Interieur, in dessen dschungelhaftem Grün sich eine Frau aufhält. Auf der Fensterscheibe im Vordergrund ist in Großbuchstaben das gesprayte Wort „Lane“ zu lesen. Doch – ist das überhaupt der Vordergrund? Wer oder was reflektiert sich eigentlich in dem Fensterglas? Was ist Realität? Was Illusion?

Das sind zunächst einmal ganz pragmatische Fragen, die sich der Betrachter beim visuellen Entschlüsseln der Bildebenen stellt und die alle präsentierten Arbeiten aufwerfen. Wer mag, kann in den Bildern freilich auch mindestens noch eine zweite inhaltliche Ebene sehen, die dann eher dem symbolischen Bereich zuzuordnen ist. Doch es ist wie bei Hemingway: Man kann das alles einfach bloß als reizvolle und spannende Fotoarbeiten betrachten, doch haben sie eben zusätzlich eine weitere Bedeutungsschicht. Denn es geht hier ganz offensichtlich um die Fragilität der menschlichen Existenz.

Das wird spätestens beim Foto „Airport Hamburg

2015 #1“ deutlich, auf dem ein Kind und eine Frau in der Eingangshalle zu sehen sind. Die Arbeit ist nicht nur ein Feuerwerk an optischen Reflexionen und Reflexen, sondern auch an gedanklichen. Wer mag, kann sich hier eine ganze Shortstory zu dem Foto ausdenken oder aber sich in quasi-adorno'schen Erwägungen über die Verdinglichung des Menschen in der verwalteten Welt ergehen.

Man muß das freilich alles auch nicht tun. Sondern man kann auch einfach bloß feststellen, daß diese und die anderen Fotos starke Arbeiten sind, die Werners nicht minder starkes Rollbild nicht bloß inhaltlich irgendwie kongenial ergänzen, sondern vor allem – und zwar schon allein von der Gattung her – auch einen notwendigen Kontrast dazu bilden. Und daß im übrigen in Wahrheit weder Stanges noch Werners Arbeiten extra für diese Galerie angefertigt wurden, sondern ihre kräftige Wirkung in diesem Raum einfach deshalb entfalten können, weil sie gut ausgewählt und gehängt wurden, tut der Illusion keinen Abbruch, daß sie sich wie speziell für diesen Ort geschaffen präsentieren.¶

Bis 3. Juni.



Gerhild Werner (links) und Sabine Stange Foto: Achim Schollenberger



# Himmelssturz



Igor Mitoraj, „Ikaro blu“, Bronze, 2013, im Hintergrund „Tindaro“, Bronze, 1997, Forum Pompeji Foto: Achim Schollenberger



*Igor Mitoraj, „Dedalo“, Bronze, 1997, Pompeji*

# Die Verwundbarkeit des Menschen

Monumentale Skulpturen von Igor Mitoraj inmitten von Pompeji

*Text und Fotos: Achim Schollenberger*

**A**ls gäbe es nicht schon genug zusehen. Der Besucher, der zu ersten Mal die ausgegrabenen Ruinen von Pompeji am Fuße des Vesuv betritt, darf, wenn er halbwegs einiges sehen möchte und in die Geschichte der verschütteten Stadt eintauchen möchte, getrost mehrere Stunden dafür einplanen.

Und nun stehen dort über das Gelände verstreut, 30 monumentale Plastiken. Sie wirken, wie wenn sie genau für diesen Ort erschaffen wurden, schon immer dort gestanden hätten und nach vielen Jahrhunderten mit ausgegraben wurden.

Das sind sie nicht, doch die Werke des Bildhauers Igor Mitoraj haben in ihrer Anmutung und Art eine unwahrscheinlich starke Affinität zur römischen oder griechischen Antike. Man ist also zunächst irritiert. Klarheit gibt es Mitte Mai. Am 15. wird die Ausstellung der Werke des polnischen Bildhauers Igor Mitoraj innerhalb der Scavi di Pompei (italienische Schreibweise) offiziell eröffnet und dann sind die Skulpturen noch bis zum 8. Januar 2017 Teil eines geschichtsträchtigen Ortes. Sie dürften, angesichts der Millionen Besucher jährlich, auch die mit am meisten fotografierten Kunstwerke dieses Jahres werden.

79 nach Chr. war die blühende Stadt in der Nähe von Neapel durch den Ausbruch des naheliegenden Vulkans komplett zerstört und unter meterhohem Gestein und Asche völlig verschüttet worden. Ein Schicksal, welches auch andere Orte wie Ercolano, direkt an der Küste gelegen, ereilte. Jahrhunderte später entdeckte man bei Ausgrabungen nicht nur viele Häuser, Villen und Tempel konserviert durch Asche und Staub, wie sie in der Stunde des Untergangs ausgesehen hatten, auch fanden sich noch viele Habseligkeiten des täglichen Lebens, Kunstgegenstände, Gold und Silber, und manche Bewohner selbst. In verdichteter Masse hatten sich Hohlräume gebildet. Als man diese mit Gips ausgegossen hatte, kamen, – nach der Durchhärtung – die Abgüsse menschlicher Körper und auch Tiere in ihrer Todesstunde ans Licht.

Auch die Skulpturen Mitorajs, seine Interpretation der Antike, zeigen die Verwundbarkeit des Menschen und die Unvollkommenheit der menschlichen Natur auf eindrucksvolle Weise. Dem vom Himmel gestürzte Daedalus, den geflügelten Torsi fehlen

Arme und Beine. Die Köpfe und Gesichter, mit leeren Augenhöhlen, gearbeitet ganz im klassischen Sinn, sind oft nur noch Fragmente, durch Risse und Bearbeitung der Oberfläche beschädigt. Auch der stolze, kriegerische Zentaur, halb Pferd, halb Mensch, welcher über dem Forum, dem einstigen Zentrum der Stadt, thront, wirkt wie zerstört durch die Wucht einer Katastrophe!

Doch gerade diese mythischen, verstümmelten Gestalten lassen das tragische Schicksal der einst blühenden Stadt und seiner Einwohner eindringlicher, lebendiger werden. Man kann sich der Gedanken, was wohl den Überraschten und Flüchtenden aus Pompeji widerfahren ist, nicht erwehren.

Igor Mitoraj wurde 1944 im sächsischen Oederan geboren und lebte nach seiner Ausbildung in Krakau, in Paris und in Pietrasanta, nahe der Marmorbrüche von Carrara, Italien. Er starb im Jahr 2014. ¶



Igor Mitoraj, „Centauro“, Bronze, 1984, Pompeji



Giorgio de Chirico, „Metaphysisches Interieur mit großer Fabrik“, 1916, Staatsgalerie Stuttgart, ©VG Bild-Kunst, Bonn 2015

# Oh Augenblick, oh Ewigkeit!

Der „Große Metaphysiker“ Giorgio de Chirico in der Staatsgalerie Stuttgart

Von Eva-Suzanne Bayer

Die „Offenbarung“ dauerte nur einen Moment - aber der sollte sich als Glücksmoment für die Kunstgeschichte erweisen. Als der Maler Giorgio de Chirico, 1888 in Griechenland als Sohn italienischer Eltern geboren, im Oktober 1909 auf der Piazza Santa Croce in Florenz stand, spürte er, wie die Realität um ihn herum plötzlich wie einen Riß bekam und das, was er sah, sich von dem trennte, was es für gewöhnlich bedeutete. Die Wirklichkeit wurde unwirklich wie im Traum, die Zeit hielt ihren Atem an und in diesem Vakuum packte den jungen Künstler die Ahnung, dass das Wesen der Dinge ganz anders sei, als ihr äußerer Anschein vermittelte.

Aus dieser, wie er es selbst nannte, „Offenbarung“ entwickelte er in den Jahren bis 1918 die „Pittura metafisica“, die dann, als de Chirico selbst bereits Abstand von ihr genommen hatte und sich unglücklich auf Neoklassizismus kaprizierte, heftig auf die französischen Surrealisten, die Neue Sachlichkeit und den Magischen Realismus in Deutschland einwirkte. In der Staatsgalerie Stuttgart ging das Team um die Direktorin Christiane Lange in Zusammenarbeit mit der Fondazione Ferrara Arte/Gallerie d'Arte Modera e Contemporanea diesem Wirken und Nachwirken mit der hervorragenden Ausstellung „Giorgio de Chirico - Magie der Moderne“ nach.

Der Blitzschlag der Erkenntnis traf de Chirico nicht ganz von ungefähr. Wie viele Intellektuelle seiner Zeit - und de Chirico war äußerst belesen, dilettierte auch in Musik und Literatur - hatte auch der junge Mann „seinen“ Schopenhauer und Nietzsche intus, war, nach einem nicht abgeschlossenen Studium an der Königlichen Akademie der Künste in München (1906 - 09) ein glühender Verehrer der Symbolisten Arnold Böcklin und Max Klinger. Doch dieser Moment auf der Piazza Santa Croce in Florenz löste in de Chirico den Drang und die Fähigkeit zu seinen, wie es Paolo Baldacci im unbedingt lesenswerten Katalog (Euro 29,90) nennt „drei Metaphysiken“ aus: die ersten Phase in Mailand und Florenz 1909-1911, die zweite in Paris 1911 - 1915 und schließlich die dritte und heftigste Phase in Ferrara 1915 - 1918. In die Provinzstadt Ferrara mit ihrer blühenden Kultur

hatte de Chirico die Einberufung zum Kriegsdienst verschlagen, wo er, untauglich zum Fronteinsatz, zusammen mit seinem Bruder Alberto Savinio, einem Musiker, Schriftsteller und Maler, drei Jahre verbrachte. Um das Schaffen dieser drei Jahre kreist die Stuttgarter Ausstellung in acht Kapiteln.

Bilder von Giorgio de Chirico, das sind für die meisten jene von Arkaden flankierten, fast leeren Plätze im scharfen Licht des Spätnachmittags, das lange, schwere Schatten wirft und die Perspektive nach hinten fluchtet, als sei sie mit dem Messer in die Leinwand getrieben. Obwohl sich da vielleicht hinter einer Mauer Segel blähen, Fähnchen flattern oder eine Lokomotive Rauch ausstößt (Chiricos früh verstorbener Vater war Techniker bei der Eisenbahn, er selbst studierte zuerst an dem Polytechnikum in Athen), regt sich kein Windhauch und auch die eventuellen Fontänen scheinen stumm zu plätschern. Auf den Plätzen: Statuen, die versteinerten Menschen gleichen, oder (wenige) Menschen, die zu Statuen gefroren sind; ab und an Uhren, die die Zeit vergessen haben. Momente, in denen die Ewigkeit haust. Diese Gemälde gehören in die Pariser Zeit. In der Enge Ferraras, auch in der Enge der Militärstuben, der Enge, die der Krieg zog, der Enge der familiären Beziehungen (die dominante „Mamma“ war überall da, wo ihre Söhne waren), der Enge der gemeinsamen kleinen Wohnung, wohin de Chirico allabendlich wechseln durfte, entwickelte er ein ganz anderes Bildvokabular.

Den agoraphobischen Exterieurs folgte die Beschwörung klaustrophobischer Interieurs, bestückt mit Stilleben absonderlichster Provenienz: Meßlaten, Winkelmaße, Lineale (also Werkzeuge der rationalen Messungen) kombiniert mit phantastischen Landkarten, Ferrareser Bisquitformen (die ein bißchen wie Hundekuchen aussehen), Garnrollen, Details aus Architekturfassaden in Ferrara (besonders das Castello Estense, das de Chirico von seiner Schreibstube aus sehen konnte) - und vor allem immer wieder rätselhaft oder äußert naturalistisch Bilder im Bild. Der berühmte Satz des französischen Poeten Lautréamont, den Max Ernst zehn Jahre später für die Surrealisten adaptierte, Poesie entspränge aus der „zufällige Begegnung eines Regenschirms und einer

Nähmaschine auf einem Seziertisch“, ist hier präfiguriert.

Eines dieser Bilder, „Metaphysisches Interieur (mit großer Fabrik)“ von Ende 1916 konnte die Staatsgalerie Stuttgart in den siebziger Jahren mit Hilfe der Lottoeinnahmen erwerben und um dieses Bild aus eigenem Bestand gruppiert sich die neunzig Arbeiten umfassende Ausstellung – dreißig von de Chirico – aus den führenden Museen der Welt- und ganz außergewöhnliche aus Privatbesitz. Wie wenig es de Chirico in seiner Kunst damals um belle peinture oder, wie den meisten seiner Zeitgenossen, um die Revolution der Form oder der Bildgestaltung ging, sondern allein um die Idee, um die Botschaft seiner Malerei, wird darin besonders deutlich. Meßinstrumente, ragend, liegend, stehend, lehnend, in einem Raum, der in seinem perspektivischen Maßstab alle Regeln desselben unterläuft. Auf einem Podest das Bild einer fast schon „naiv“ und extrem realistisch wiedergegebenen Industrieanlage aus der Vogelperspektive, die de Chirico genau von einem Stempel eben dieser Fabrik in der Nähe Ferraras abzeichnete - eine Postkarte mit Stempel hängt neben dem Gemälde. Nur: Die Schatten im Interieur und die Schatten im Bild, scharf konturiert und von alles verschlingender Schwärze wie immer, sind seltsam verzahnt - und widersprechen sich doch. Die sich so penibel gerierende Wirklichkeit ist irrational. Die dritte – und folgenschwerste – Bildmetapher entwickelte die Chirico, nun gemeinsam mit dem Ex-Futuristen Carlo Carrà, den es ebenfalls nach Ferrara in den Militärdienst verschlagen hatte: den Mannequino, die Gliederpuppe, bei de Chirico zusammengebaut aus Meßutensilien, hochgestreckten Kästen und einem Perückenkopf als „Großer Metaphysiker“ (Herbst 1917), den man wohl als Selbstporträt verstehen muß. Schon bei Carrà – von ihm sind fabelhafte, selten oder noch nie in Deutschland gezeigte Arbeiten in Stuttgart - wird die so subtile und deshalb so unheimliche Irritation von de Chirico etwas direkter, unverhohlener. Verschwunden sind die leuchtenden Lokalfarben de Chiricos, die das Unwirkliche so berührend „wirklich“ machten. Das Grau eines Denkspiels senkt sich auf seine Palette; die Personage und die Objekte verwandeln sich in Versatzstücke, in Schachfiguren auf einem Bühnenbrett rein intellektueller Spekulation. Kein Trompe-l'oeil mehr des „eigentlich“ Absurden, sondern ein Planspiel mit Versuchsanordnungen. Nicht nur Carrà, auch Giorgio Morandi und Filippo de Pisis, beide eine Zeit lang mit de Chirico befreundet, versuchten sich kurz in der Pittura Metafisica (zwei vorzügliche Stilleben kommen von Morandi),

bevor sie sich ganz anderen Stilrichtungen zuwandten. Auch de Chirico selbst gab die „metaphysische“ Malerei 1919 auf.

Seine Ausstellung in Rom hatte ihm nur beißende Verrisse eingebracht. Deshalb begann er, in der neugegründeten Zeitschrift „Valori Plastici“ (1919 – 1922) selbst Kritiken und Essays zu schreiben. Doch gerade diese Zeitschrift veröffentlichte auch in schwarz-weiß Abbildung seine früheren Werke und trug die trotz ihrer Hermetik und Enigmatik so verführerischen Gedanken, daß hinter der Rationalität und Konstruktion der Welt ein verborgener Sinn als Geheimnis wohne, über die nun endlich offenen Grenzen hinweg. Nach München zu Max Ernst, nach Berlin in die Dadaisten-Kreise um Raoul Hausmann, George Grosz und Rudolf Schlichter; nach Brüssel zu René Magritte, nach Frankreich schließlich - und auch hier über Max Ernst - zu den Surrealisten Salvador Dali, Man Ray und Jean Tanguy. Und dann wieder nach Deutschland, zum Magischen Realismus eines Alexander Kandoldt und eines Anton Räderscheidt. Zu Oskar Schlemmer ans Bauhaus, zu Kurt Schwitters nach Hannover, nach Köln zu Heinrich Hoerle, in die Ateliers von Gottfried Brockmann und des Schweizers Nikolaus Stoecklin. Außer Tanguy sind alle in Stuttgart präsent.

Als Erster ließ sich Max Ernst bereits 1919 von de Chirico inspirieren. Ironisch paraphrasiert er den „gefrorenen Moment“ de Chiricos, seine verharrende Uhr (an Stelle eines Monds) und die Statuen-Figur in einem Schwimmbad unter dem Titel „Aquis submersus“ (nach einer Novelle von Theodor Storm). In der Lithographie-Mappe „Fiat modes, pereat ars“ (Es werde Mode, die Kunst vergehe, nach dem verballhornten Humanistenmotto „Fiat iustitia, pereat mundus“ jongliert er ebenso souverän wie subversiv mit den de Chirico-Motiven der Gliederpuppe, der verrästelten Räume und der ins Aberwitzige getriebenen Geometrie. Das Motiv des isolierten Auges aber nahm er ernster als de Chirico selbst, setzte ihm in seinen ersten Frottagen 1925 „Histoire Naturelle“ als „Rad des Lichts“ und „Der Ausbrecher“ ein Denkmal und exportierte es in den Pariser Surrealistenkreis, wo es Ursymbol des seherischen Blicks auf eine Wirklichkeit jenseits der Realität wurde. Salvador Dali und Man Ray montierten ein gezeichnetes Auge an ein Metronom.

Der wahre Geistesverwandte de Chiricos aber sollte René Magritte werden. Auch er sah sich mehr als Philosoph denn als Maler und schuf Bilder, die weniger in ihrer technischen Brillanz als in ihrer geistigen Schärfe bestrecken. So verstellt er in „Condition humaine“ (1933) den Fensterausblick in eine blühende



Carlo Carrà, „Der Reiter des Westens“, 1917, Privatsammlung, ©VG Bild-Kunst, Bonn 2016

Landschaft mit einem Staffeleibild, das vermutlich deckungsgleich die eben nicht sichtbare Landschaft wiedergibt. Sein und Schein, Urbild und Abbild sind (natürlich) nicht identisch - auch wenn sie identisch aussehen. Über die Malweise selbst, die schweren Konturen und die formende Farbe, zieht Alexander Kanoldt, freilich in höchst vernünftigen Stilleben einen Hauch de Chirico in den „Magischen Realismus“ und legt so die Aura des Geheimnisvollen um ganz banale Alltagsobjekte.

Die Berliner Dadaisten Rudolf Schlichter und George Grosz, aber auch Anton Räderscheidt münzten das philosophische Programm in Gesellschaftskritik um. Die gesichtslose Gliederpuppe aus Versatzstücken schien ihnen eine Metapher der aktuellen Gegenwart. Zum einen, weil zahlreiche Geschäfte in den Städten Prothesen und Orthopädiemechanik für die vielen „Kriegskrüppel“ in ihren Schaufenstern drapierten; zum anderen, weil der gesichtslose Maschinenmensch vor gesichtsloser Häuserfassade für sie den anonymen Massenmensch im gleichmacherischen Großstadtleben (bedauernswert) verkörperte - oder aber den charakterlosen, ausbeuterischen Kriegsgewinner- Bourgeois (verdammenswert). Stuttgarts Hausheiliger Oskar Schlemmer (hier ge-

boren und aufgewachsen, die Staatsgalerie hütet seinen Nachlaß) fügt sich etwas knirschend in den de Chirico-Reigen. Seine Stilisierung von Körpern und Raum zielt ja eben nicht auf Irritation, sondern auf Harmonie von Mensch im Raum. Daß dann noch Kurt Schwitters mit seinem MERZ-Bau zitiert wird, eine wuchernde Installation, die sich durch sein Wohnhaus in Hannover fraß, leuchtet nicht ganz ein - ist aber ein interessanter Gedanke.

Welch eine Schlüsselfigur Giorgio de Chirico für die Kunst der zwanziger Jahre in Europa war, macht diese Ausstellung mit hervorragenden Beispielen deutlich. Für ihn selbst bedeutete das „metaphysische“ Abenteuer mehr Fluch als Segen. Entmutigt von seiner Erfolglosigkeit, quälte er sich fortan, die hohe Kunst der Malerei, das Handwerk Alter Meister zu lernen und sich dadurch hineinzugraben in eine Kunstgeschichte, die längst vergangen war und die er selbst in seiner Jugend von der Tradition fortgeschrieben hatte. Im hohen Alter, er starb 1978 mit neunzig Jahren, kopierte er dann noch die Motive seiner frühen Phasen. Überdauern wird aber nur seine Pittura Metafisica. Die Kunst ist oft gnädiger als das Leben. ¶

Bis 3. Juli.

# Erwarten Sie Wunder!

Ein leidenschaftliches Plädoyer für die Rettung der klassischen Musik

Von Katja Tschirwitz

**S**tardirigent Kent Nagano, Journalistin Inge Kloepfer und Musikwissenschaftler Dieter Rexroth, gebürtig aus Lohr am Main, haben ein Zwitterwesen aus Biographie und kulturpolitischer Bestandsaufnahme auf den Markt gebracht – 2014 im Berlin Verlag erschienen und von brennender Aktualität. „Expect the Unexpected – Erwarteten Sie Wunder!“ ist ein leidenschaftlich empörtes Plädoyer für die Rettung der klassischen Musik.

Rexroth zieht seit Jahrzehnten die Fäden an den Knotenpunkten der deutschen Musikwelt und steht Nagano schon lange als künstlerischer Berater, Gedankenlieferant und Programmacher zur Seite. Er hat das Grundkonzept des Buches entworfen und die Interviews mit Nagano geführt. Autorin Inge Kloepfer hat für das rund 300 Seiten umfassende, jedoch mit großzügigen Seitenrändern versehene Buch eine einfache, verständliche Sprache gewählt, die auch interessierte Musikklairen erreicht.

Naganos Lebensweg folgend, hangelt sich das Buch von einem Fischerdorf an der amerikanischen Westküste über die großen Metropolen der USA bis hinüber nach Europa – insbesondere nach Deutschland, wo Nagano das Deutsche Symphonie-Orchester Berlin und die Bayerische Staatsoper in München leitete und seit 2015 am Pult des Philharmonischen Staatsorchesters Hamburg steht. Lebensstationen des Dirigenten, kulturpolitische Ereignisse und sehr persönlich gefärbte Komponistenporträts, die oft kleinen Liebeserklärungen gleichkommen, bilden ein überzeugendes Ganzes.

Ausgangspunkt ist Naganos Kindheit im kalifornischen Morro Bay: Ein georgischer Musiklehrer taucht plötzlich aus dem Nichts auf, um das abgeschiedene Dorf mit ruhiger Selbstverständlichkeit in ein musikalisches Eldorado zu verwandeln. Es ist ein bißchen wie im Märchen: Durch seine Liebe zur Musik schafft es der passionierte Musikpädagoge, verschiedene Einwanderer-Ethnien zusammenzuführen. Das hat Nagano stark geprägt. Kent Nagano gilt gemeinhin als „moderner“ Künstler, als ein Dirigent, der sich der zeitgenössischen Musik und der Moderne verschrieben hat. Immer wieder prangert er das weit verbreitete elitäre Kunstverständnis an. Obwohl er sich deutlich ent-

rüstet über die Zwangsfusionierungen und Bankrotte verschiedener Orchester und den Hungertod italienischer Opernhäuser, sorgt er sich nur wenig um den „international vernetzten Klassik-Zirkus mit seinen Stars und Sternchen“, wo Geld und Manieren zu Hause sind. Ihn beunruhigt vielmehr der Schwund klassischer Musik „im Kleinen und bei den Jüngsten, wenn die Musik in Schulen nicht stattfindet, zu Hause nicht mehr gespielt und von den lokalen Ensembles nicht mehr aufgeführt wird“. Er bemerkt die mangelnde Lebendigkeit im überlebenden Klassikbetrieb, der die immer gleichen Werke berühmter Komponisten „wie blankpolierte, jahrhundertealte Ausstellungsstücke“ präsentiert. Nagano bedauert, daß Witz, Humor und Spieltrieb – kreativer Motor für so viele Komponisten – vor allem auf deutschen Bühnen oft völlig ausgemerzt werden, daß einem in Konzertsaal und Opernhaus manchmal buchstäblich das Lachen im Halse stecken bleibt. Für diese Kritik darf man sicher besonders dankbar sein. Zur Förderung, Erhaltung und Rettung der Künste fordert er Konsequenz und Unverrückbarkeit statt hektischen Aktionismus. Doch wozu das alles?

Wort- und geistreich, mit großer Eindringlichkeit versucht Nagano zu begründen, warum eine Stärkung der klassischen Musik für unsere Gesellschaft so dringend nötig ist. Und scheitert (vermeintlich) immer wieder an dem Phänomen, daß die Notwendigkeit der Künste eben nicht rational nachweisbar ist. Von hier ist es nur ein kleiner Schritt zu „Leistungs“-Messungen wie den PISA-Studien, bei denen Kunst, Musik usw. gar nicht vorkommen und die folglich auch kein nationales Bildungsniveau abbilden können. Wie selbstverständlich solche Messungen weithin akzeptiert werden, scheint in diesem Licht ganz besonders empörend.

Anknüpfend an PISA setzt Nagano die Künste den Naturwissenschaften entgegen: Sie könnten uns in Zeiten gesellschaftlicher Sinnkrisen dabei helfen, eine Vorstellung von der Welt zu entwickeln, in der wir gern leben würden – jenseits der momentanen Wirklichkeit: „In unserer Machtlosigkeit hat es uns allen die Sprache verschlagen. Wie wollen wir in Zukunft leben? Was ist uns wichtig?“



Abgesehen von solch aktuellen, teils politischen, teils philosophischen Fragestellungen stellt Nagano einzelne Komponisten in blumigen Porträts vor. Immer wieder läßt einen dabei der lockere amerikanische Tonfall stutzen, immer wieder kann man sich davon aber auch aufs neue mitreißen lassen. Nagano scheut sich nicht, Beet-

hovens 8. Sinfonie mit Bildern von munteren Arbeitern im Wiener Wald zu belegen, diese im zweiten Satz gar heitere Melodien pfeifen zu lassen. Das wirkt in seiner Zwanglosigkeit sympathisch und erfrischend. Beethoven hat seine achte, oft als „klein“ abgetane Sinfonie komponiert, als Wien nach dem Sieg über Napoleon explosionsartig expandierte. Und irgendwoher mußte das Bauholz ja kommen ... Doch ganz so nett bleibt es nicht: Nagano vernimmt auch unterschwellige Bedrohung, eine Vorahnung vom sich bald darauf überschlagenden Fortschritt, ja einen „Spott auf unsere Abhängigkeit von Smartphones, die die Hochtourigkeit unseres Lebens weiter nach oben getrieben haben“. Das klingt – so aus dem Zusammenhang gerissen – wohl recht bemüht, läßt sich lesend aber durchaus nachvollziehen. Von Größe und pädagogischer Klugheit zeugt, dass Nagano in seinem Buch Verständnis für die Probleme zeigt, die vielen Hörern zum Beispiel die Musik Arnold Schönbergs bereitet, des Vaters der Moderne. Im gleichen Atemzug läßt Nagano jedoch die Faszination spüren, die Schönbergs zwar oft dissonante, doch hochexpressive Musik auf ihn ausübt – und gibt Hörhilfen vom Feinsten. Schade, daß dem Buch nicht gleich eine CD beiliegt.

Wenn Nagano das „teuflische“ Intervall des Tritonus erklärt, greift er dabei auch auf Songs von Jimi Hendrix und auf die britische Popsängerin Adele zurück. Das wirkt offen und aufgeschlossen. Nagano und seine Autoren können es sich im Laufe des Buchs aber doch nicht verkneifen, der Rock-, Pop-, also der „trivialen“ Musik die ein oder andere Ohrfeige zu

verpassen – was sich jedoch so weit in Grenzen hält, daß es das positive Gesamtbild nicht beeinträchtigt. Hochinteressant schildert Nagano, wie er 2006 das einst fantastische, zu diesem Zeitpunkt allerdings scheinbar hoffnungslos zerstrittene Orchestre Symphonique de Montréal übernahm und ihm durch neue Konzepte den Boden unter den Füßen zurückgab: Indem er Richard Strauss „Ein Heldenleben“ mit kanadischen Eishockey-Helden in Verbindung brachte und schließlich sogar im Eisstadion konzertierte. Indem er in einem Brennpunktviertel Montréal nach gefährlichen Ausschreitungen ein Orchesterkonzert auf offener Straße gab. Indem er mit Frank Zappa, eher als Rockmusiker denn als klassischer Komponist bekannt (als solcher aber genauso talentiert), zusammenarbeitete und auftrat.

Viele dieser dramaturgisch ungewöhnlichen, manchmal auch angefeindeten Ideen – z.B. die einzelnen Sätze von Johannes Brahms' „Requiem“ mit zeitgenössischen Intermezzos voneinander zu trennen – stammen wieder aus Lohr am Main, von Dieter Rexroth.

Gegen Ende des Buchs stellt Nagano diverse, teils sehr interessante Musikgespräche mit Persönlichkeiten aus allen Bereichen vor: dem Politiker und Pianisten Helmut Schmidt, Kardinal Reinhard Marx, der kanadischen Astronautin und Chorsängerin Julie Payette, dem kanadischen Schriftsteller Yann Martel („Ein Leben ohne die Kunst ist ein absolutes Inferno“), dem – im Gespräch streckenweise recht konservativ und kulturpessimistisch wirkenden – Film- und Opernregisseur William Friedkin („Der Exorzist“).

„Erwarten Sie Wunder!“ schließt mit einem Kapitel über die beiden großen amerikanischen Komponisten Leonard Bernstein und Charles Ives, dem berühmten Allround-Genie und dem hierzulande wenig bekannten, stilistisch kaum einzuordnenden Paradiesvogel. Ives war zwischen 1900 und 1950 wohl der erste amerikanische Komponist, der nicht ständig nach Europa schielte und wirklich „amerikanische“ klassische Musik schrieb. So denkt Nagano und so dachte auch Bernstein, der die Musik dieses zu Lebzeiten noch unbekanntes (als Versicherungsunternehmer jedoch überaus erfolgreichen) Komponisten der Öffentlichkeit vorstellte. In Deutschland wird manchmal Ives kurze, bahnbrechend moderne „Unanswered Question“ für Streichquartett, Trompete und vier Flöten aufgeführt – laut Ives die „ewige Frage der Existenz“, vielleicht aber auch die Frage nach der amerikanischen Musik. So endet Naganos Buch mit einer offenen, brennend aktuellen Frage: wohin, Amerika? ¶

# Die Unbekannte

Lortzings Oper „Regina“ am Meininger Theater

Von Renate Freyisen

Es gibt doch noch überraschende Entdeckungen: Eine Revolutionsoper mit nationalistischem Pathos, nämlich die „Regina“ von Albert Lortzing. Er ist eigentlich bekannt als Komponist unterhaltender Spieloper; damit war er zu seinen Lebzeiten erfolgreich, wenn auch nicht in finanzieller Hinsicht, denn man zahlte ihm oft nichts; nach seinem Tod 1851 wurden und werden diese Werke immer wieder gern inszeniert. Doch die „Regina“ kennt praktisch niemand.

Das hat Gründe: Lortzing hat diese ernste Oper 1848 geschrieben unter dem Eindruck der standrechtlichen Erschießung seines Freundes Robert Blum, einem „Märtyrer der österreichischen Freiheit“, wie es in einem zeitgenössischen Text heißt. Und sofort wurde „Regina“ amtlich verboten und blieb danach auch weiterhin in der Versenkung. Erst 1899 kam sie in verstümmelter Form heraus, und erst 150 Jahre nach ihrer Entstehung konnte die Originalfassung das Licht einer Bühne erblicken. Dabei hat Lortzing, der hier auch sein eigener Librettist war, eine nahezu durchkomponierte, musikalisch eingängige Oper mit wenigen Dialogen geschrieben, mit leitmotivischen Anklängen und effektvoller Instrumentierung; die Partien für die Sänger sind durchaus anspruchsvoll. Eine Ursache der allgemeinen Ablehnung ist in der Handlung zu suchen; ihr Gegenstand war, in der Zeit des Biedermeier und im Nachhall zur Romantik, die Not, das Aufbegehren von Fabrikarbeitern, der gewaltsame Aufstand verarmter Schichten, die Vaterlandsliebe. Adlige kamen nicht vor.

Das war neu, erschreckte das etablierte Bürgertum, zumal die Heldin, die Fabrikbesitzerstochter Regina, sich selbst aus bedrängter Lage rettet, während die zu Hilfe eilenden Männer zu spät kommen. Auch in Meinungen war die Oper mit ihrer durchaus spannenden Handlung nun zum ersten Mal zu erleben. Die Problematik der Handlung besitzt gewisse Parallelen zum stets von Armut bedrohten Leben des Sängers, Schauspielers und Komponisten Lortzing, der eine große Kinderschar durchfüttern mußte; seine Ehefrau hieß übrigens Regina.

Also beließ Regisseur Lars Wernecke das Geschehen in der Zeit der Entstehung der Oper, wies schon während der Ouvertüre auf die widerrechtliche Hin-

richtung von Blum hin, und auch in den biedermeierlichen Kostümen von Dirk Immich spiegelte sich die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, in der Kleidung der arbeitenden Bevölkerung und im Äußeren des Bürgertums. Mit hölzernen Barrikaden wurde die revolutionäre Stimmung angedeutet. In der Fabrikhalle des 1. Aktes erinnerte ein Plafond mit sich drehenden Zahnrädern, schweren Ketten und Haken sowie Dampf an die beginnende Industrialisierung mit der Ausbeutung der Arbeiter, die hier mit einem Streik drohen. Die Waldhütte des 2. Aktes enthielt einerseits ein Zimmer als Zufluchtsort für die verängstigten Frauen, andererseits eine Schenke, in der sich die Freischärler betrinken. Der 3. Akt begann mit einer Anspielung auf die kritisch gesehene Kleinbürgeridylle bei Spitzweg und zeigte dann eine Menge in Schwarz-Weiß, die sich an deutsch-nationalen Ideen begeisterte und Adelige als Stroh puppen aufknüpfte. Doch die Vision der Freiheit stellte sich als trügerisch heraus. Denn mit der Entführung Reginas durch den immer mehr wahnhaft verzweifelten Revolutionär Stephan und seiner Drohung, sich zusammen mit ihr im Pulverturm in die Luft zu sprengen, war diese schöne Illusion einer friedlichen Lösung dahin. Regina nimmt beherzt das Konzept des Handelns selbst in die Hand, und die Freude über Rettung und Wiedersehen währt nur kurz. Ein unbeschwert glückliches Ende aber wird in Frage gestellt, als das Volk die Freiheit verkündet und eine Hymne auf das Vaterland anstimmt: Eine riesige weiße Büste, vielleicht die Germania, fährt herein, weint blutige Tränen wie die Menschen und brennt. Ein verstörender Blick in die Zukunft: Sieg und Ruhm sind erkaufte mit Vernichtung. Eine legitime, kritische Deutung des Schlusses, der wohl auch aus der damaligen Zeit heraus zu verstehen ist, und eine Mahnung und Abkehr von jedem Nationalismus und euphorischem Patriotismus.

Auch musikalisch bietet die wenig bekannte Oper Lortzings Überraschendes. Die Ouvertüre mit Trompetensignalen und dramatischen Momenten verwies schon auf traurig Düsteres, auf emotionale Zerwürfnisse, die idyllischen Stellen waren unterlegt mit Cello und Harfe. Dirigent Lancelot Fuhry führte die Meininger Hofkapelle mit viel temperamentvollem

Anne Ellersieck (Regina) und Matthias Vieweg (Stephan) Foto: Erhard Driesel



Elan; der große, klangstarke Chor mit Extrachor hielt da mit dem Tempo nicht immer ganz mit. Im Verlauf des Geschehens stabilisierte sich dies aber. Besonders fein gelang der Zech-Chor der betrunkenen Freischärler „Zum Teufel mit den edlen Herrn“ und dem verlöschenden Refrain.

Die Orchestrierung Lortzings, oft bewußt auf Wirkung aus, begleitete die Stimmungen der Akteure sehr geschickt, ist recht sängerfreundlich. Stan Meus als Hausdiener Kilian, der den Aufstand der Fabrikarbeiter wegen ihres zu geringen Lohns gerade noch beschwichtigen kann, verkörperte mit seinem etwas schneidenden Tenor diese Figur sehr lebendig; unterstützt wird er in seinem Bemühen, daß es zu keinem Gewaltexzeß kommt, vom hübschen Dienstmädchen Beate, Carolina Krogius, mit

sehr angenehmer Stimme. Kilian setzt auch listig die Freischärler, nachdem sie die Fabrik in Brand gesteckt haben, mit einem Schlaftrunk außer Gefecht, als sie bei seiner Mutter Barbara, Christiane Schröder, Schutz vor einem Gewitter suchen. Eine etwas seltsame Position nimmt Fabrikbesitzer Simon ein, von Christoph Stegemann etwas steif dargestellt: Einerseits ist er der Patron der Fabrik, der wenig zahlt, aber dennoch von seinen Arbeitern geliebt wird, andererseits gibt er seinem aus kleinen Verhältnissen stammenden, eigentlich mittellosen Geschäftsführer Richard seine einzige Tochter und Erbin Regina zur Frau. Dieser Richard, ein sympathisch zurückhaltender Zeitgenosse, wurde von Daniel Szeili mit fülliger, leider aber nicht immer intonationssicher sitzenden Stimme gezeichnet.

Im Kampf um das Herz Reginas ist sein erbitterter Rivale Werkmeister Stephan und der rechnet sich auch Chancen aus. Als ihm dies aber verwehrt wird, rastet er aus, steigert sich in einen revolutionären Haß auf die Besitzenden und entführt Regina. Matthias Vieweg imponierte in dieser Rolle nicht nur durch sein ausdrucksvolles Spiel, sondern auch durch seinen kernigen, kräftigen, facettenreichen Baßbariton. Aufgestachelt zur Gewalttätigkeit wird er durch den düsteren Anführer der Freischärler, Mikko Järvi-louto. Regina aber, zugleich wehrhaft und engelgleich, wurde von Anne Eller-

sieck überzeugend gestaltet; leider war ihr heller, beweglicher, fein glänzender Sopran in der Premiere etwas indisponiert; aber trotzdem begeisterten ihre lichten Koloraturen. Das Publikum im nicht ganz voll besetzten Haus – wer geht schon ohne Vorbehalte in eine unbekannte Oper? – feierte seine „Entdeckung“ und alle Mitwirkenden mit langem Jubel. Ob das Werk dadurch einen verdienten Auftrieb erlebt? Der Vergleich mit der im selben Jahr entstandenen komischen Oper von Otto Nicolai „Die lustigen Weiber von Windsor“ und der um heitere Unterhaltung sehr bemühten Inszenierung im Mainfranken Theater Würzburg zeigt: Nicht immer ist das Gängigere das Bessere, auch wenn Nicolais Oper wirklich wunderbare Musik enthält. ¶

# Splitter

Von Wolf-Dietrich Weissbach



Foto: Angelika Summa

**I**  
Endlich sagt uns jemand, wozu Bildung gut ist. Es geht darum, andere zu überholen. Vorne zu sein, an der Spitze. Daß solche Ideologie ausgerechnet von einer Hochschule verbreitet wird, mag zwar etwas befremden, aber genau besehen ist es nur konsequent. Bildungsideale, denen es um das Gemeinwohl geht, um ein moralisches Miteinander, um eine bessere Welt, sind offensichtlich nicht mehr sonderlich gefragt. Die Fachhochschule Würzburg-Schweinfurt appelliert jedenfalls lieber an einen rikorosen Egoismus und propagiert eine Ellenbogengesellschaft. Schnell haben die beschworenen Karrierechancen aber eine unangenehme Kehrseite für uns alle. (Wir zählen das hier jetzt nicht alles auf.)

**II**  
Angesichts der Wahlergebnisse und Umfragewerte in den letzten Wochen ist es nur zu verständlich, wenn die Sozialdemokratische Partei unter gar keinen Umständen auffallen will. Also: Keine Infos-tände ihrer Volksvertreter in den Fußgängerzonen, um die AfD daran zu erinnern, daß die beiden letz-

ten nennenswerten Kriege von den Deutschen auch schon verloren wurden. (Und das obwohl SPD-Vize Olaf Scholz zur inhaltlichen Auseinandersetzung rät.) Aber wenn überhaupt Veranstaltungen, dann diskret, geschlossene, in überschaubaren Sälen, zu Themen, die entweder niemand interessieren oder von denen die zu erwartende Zuhörschaft altersbedingt ohnehin nichts versteht. Würzburgs MdL Georg Rosenthal lud zum Impulsreferat über die Industriepolitik 4.0 in die Greisinghäuser. Der industriepolitische Sprecher seiner Landtagsfraktion, Bernhard Roos, zählte auf, was es zu diesem spannenden Thema für außerordentliche Arbeitskreise und Expertentreffen bei der IG Metall und der SPD gibt. Schließlich durften vom Publikum - zumeist waren es silver ager - Fragen gestellt werden.

Der Chef der Würzburger Arbeitsagentur etwa wollte wissen ... Nein, zunächst erläuterte er, daß er seit Jahrzehnten von der Politik immer wieder höre, die Verlierer der Industriegesellschaft müßten qualifiziert werden. Nur so sehr er dies auch bedau-

ere, es gebe eben viele, die sich einfach nicht qualifizieren ließen. Und wie es sich deutlich abzeichne, werde der digitale Kapitalismus diese Situation sogar noch drastisch verschärfen. Für immer mehr gering-qualifizierte Arbeitnehmer wird es immer weniger Arbeitsplätze geben. So wollte der Chef der Würzburger Arbeitsagentur also wissen, was denn die SPD diesbezüglich zu unternehmen gedenke. Der industriepolitische Sprecher der SPD-Landtagsfraktion in Bayern überlegt kurz: „Tja, Verlierer gibt es natürlich immer ...“ (Es folgte nichts Substantielles.) Dem MDL Rosenthal kann man jetzt natürlich zugute halten, daß er diesen Höhepunkt der Veranstaltung nicht mitbekommen hat. Da er als gestandener Sozialdemokrat keiner Impulse mehr bedarf, war er die meiste Zeit mit seinem Tablet mit dem Beantworten von Emails beschäftigt.

### III

Angeblich sind einige Studenten der Würzburger Hochschule für angewandte Wissenschaften gegenwärtig dabei, eine App zu entwickeln, die es den Nutzern von Smartphones erlaubt, jede Stimme, die sie in ihrem Leben jemals bei Wahlen einer Partei gegeben haben, rückwirkend zu löschen, wenn es dafür einleuchtende Gründe gibt. Allerdings haben bereits mehrere Sozialdemokraten verlauten lassen, daß sie mit allen rechtlichen Mitteln gegen derartige populistische Machenschaften vorgehen werden.

### IV

Richtig gelungen ist die spontane Aktion des Bayerischen Journalisten Verbandes (BJV) am 3. Mai, dem Internationalen Tag der Pressefreiheit, in der Würzburger Innenstadt nicht. Zehn, fünfzehn Journalisten drängten sich um einen bescheidenen Info-stand, fotografierten sich bisweilen in einem Schilddrüsenstreich selbst, und waren offensichtlich froh, daß der Vierröhrenbrun-

nen und ein abgestelltes Baufahrzeug ausreichend Sichtschutz vor dem Bürgermob bot. Dabei sind die Erfolge, die von interessierten Kreisen gegen die Lügenpresse vorzuweisen sind, sehr wohl beachtlich. So konnten allein 2015 weltweit 110 Journalisten (immerhin einer mehr als im Vorjahr), 27 Bürgerjournalisten und sieben Medienmitarbeiter getötet werden. Und selbst wo der Einfluß der Medien nicht so nachhaltig zurückgedrängt werden konnte, wurde die Arbeit der Journalisten doch wenigstens stark beeinträchtigt.

In der Türkei, wo derzeit geradezu vorbildlich auf eine Pressefreiheit hingearbeitet wird, werden Journalisten ständig verhaftet oder des Landes verwiesen, auch Ungarn und Polen bemühen sich redlich. In Deutschland ist man noch auf die Hilfe rechter Schläger angewiesen, die als Ordner bei Pegida-Aufmärschen oder AfD-Happenings zum Einsatz kommen.

In immerhin schon 39 Fällen konnten Prügel verabreicht werden, und Beschimpfungen und Beleidigungen haben allmählich ein recht ordentliches Ausmaß erreicht. Insgesamt eine Bilanz, die sich sehen lassen kann! Die BJV-Aktivisten hätten sich also nicht verstecken müssen – vielleicht hätte man sich ja auch vor dem Rathaus wenigstens ein paar Haßtiraden einfangen können. Chance vertan! ♪

Foto: Wolf-Dietrich Weissbach



Daniel Klein vom Autorenkreis liest im skurrilen Nähcafé Edeltraud die Geschichte des Schneiders, der 23 Gespensterkleider nähen muß.



# Nachgelesen

Eine Bilanz zu „Würzburg liest ein Buch“ 2016

Text: Daniel Osthoff Fotos: Rainer Blum

**E**ine ganze Woche lang – tatsächlich waren es drei – gab es über 100 Veranstaltungen mit fast 6000 Besuchern zu einem Buch: Der Aufruhr um den Junker Ernst von Jakob Wassermann. Von dem, im Vergleich zu den 2014 gelesenen Die Jünger Jesu von Leonhard Frank, literarisch sicher anspruchsvolleren Text erwarteten die Veranstalter von „Würzburg liest“ eher einen etwas geringeren Zuspruch. Aber sie waren von dem Text überzeugt – und das zahlte sich aus. Auch in diesem Jahr fanden über 100 Veranstaltungen statt, mit so vielen Besuchern wie 2014.

Natürlich gab es zahlreiche reine Lesungen aus dem Buch, an unterschiedlichsten Orten mit prominenten und weniger prominenten Lesern, in der Stadtbücherei, im BR-Hochhaus, auf der Festung, in der

Kirche, im Literaturexpreß – ja, so etwas gibt es auf den Schienen Würzburgs. Eine besondere Leseperformance bot die jüngst mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis gekrönte Schriftstellerin Nora Goringinger mit ihrem Schlagzeuger Philipp Scholz aus Leipzig.

Es gab aber auch eine erstaunlich große Anzahl an wissenschaftlichen Vorträgen an der Universität und an der Volkshochschule und dazu eine erstaunlich große Anzahl an Zuhörern und Mitdiskutanten – insbesondere bei der von Prof. Hilgendorf in der alten Universität veranstalteten Vortragsreihe mit teils von ihm selbst gehaltenen Vorträgen zur Problematik von staatlicher Rechtssprechung, vor allem dann, wenn Religion mit ins Spiel kommt. Nicht nur hier zeigte sich die verblüffende Nähe des Textes

zu aktuellen Fragen – bis hinein in die Flüchtlingspolitik.

Auch die Rolle Julius Echters im Zusammenhang mit den Hexenverbrennungen in Würzburg wurde neu beleuchtet. Robert Meier, ein ausgewiesener Spezialist für diese düstere Zeit des 17. Jahrhunderts, Archivar in Wertheim, zeigte an wenigen Beispielen, daß wohl der üble Ruf des Hexenbrenners zumindest überdacht werden muß. Überhaupt, die Hexen: In der Erzählung Wassermanns spielt die Hexenverbrennung eine Rolle, ja, aber nur eine Rolle von vielen.

Man kann die Erzählung aus zahlreichen Perspektiven lesen: autobiographisch, jüdisch, historisch. Die historische Folie der Hexenverbrennung führte jedoch zu einer ganzen Reihe an Vorträgen und Stadtführungen, die einen so großen Zuspruch erlebten, daß zwei dieser Veranstaltungen sogar wiederholt werden mußten. Zum Renner wurde das Puppenspiel von Thomas Glasmeyer in der Theaterwerkstatt. Sechs Vorstellungen – alle ausverkauft. Würzburg hat den Meister des Puppenspiels wiederentdeckt. Und dann lockte das eine Thema: das Erzählen. Es lockte die Erzähler, die Storyteller, sich mit dem großen Erzähler Wassermann zu messen. Martin Hanns, Kerstin Lauterbach und Karola Graf erzählten den Text auf völlig unterschiedliche Weise, theatralisch, gestenreich, einfühlsam, witzig. Die Zuhörer waren gebannt.

Eine ganz andere Art des Umgangs mit der Erzählung fand beim Festakt statt: Studenten der Meisterklasse Komposition in der Musikhochschule, Schüler von Professor Platz, komponierten extra für den Festakt vier 3-stimmige Lieder. Manch einer mochte mit dieser atonalen Musik wenig anfangen – viele waren allerdings hingerissen und begeistert von der ungewöhnlichen, gleichzeitig schrillen wie einfühlsamen Musik. Noch mehr Gänsehaut vermittelten diese Lieder bei der szenischen Lesung im theaterensemble. Das schwarze Theater, der kleinere Raum gaben dem Ganzen eine fast erschreckende Nähe zwischen Wort und Ton.

Die Biographie des jüdisch-deutschen Jakob Wassermann, dessen Wurzeln mütterlicherseits in Sommerhausen liegen, wurde mit mehreren Aktionen dargestellt. Der Schauspieler Martin Menner brachte sie im Theater am Neun-

erplatz mit teils autobiographischen Texten zu Gehör – er hat im übrigen mit Wolfgang Salomon auch eine Hör-CD eingelesen – im Johanna-Stahlzentrum war die Ausstellung zum Landjudentum mit Hintergründen zu Wassermanns Mutter aus Sommerhausen zu sehen und im Centralkino gab es eine Plakatausstellung zu Leben und Werk des Autors.

Es war allerdings nicht nur ein Stadtfest, die Organisatoren trugen diesmal die Aktion auch in die Region. So gab es Veranstaltungen von Ochsenfurt bis Gemünden und von Marktheidenfeld bis Kitzingen: fast 20 Prozent der Aktion fand in der Region statt. Sinnigerweise fand auch die Abschlußveranstaltung nicht in Würzburg, sondern in Güntersleben statt, wo Martin Menner die Gewinnertexte eines Wassermann-Schreibwettbewerbes vortrug. Auch die Schulen beteiligten sich an dem Literaturfest: Knapp 20 künstlerische und mediale Beiträge konnten in einer Ausstellung in der Sparkasse Mainfranken bewundert werden, Installationen, ein Film, Figuren, Texte – ein vielfältige und sehr kreative Auseinandersetzung mit dem Text und den Inhalten. Mehrere Klassen durften sich im Deutschunterricht mit dem Text beschäftigen.

Es ist die breite Vielfalt der Veranstaltungen, die „Würzburg liest ein Buch“ zu einem Literaturfestival gemacht hat, das tatsächlich seinen Anspruch eingelöst hat: mit einem Buch die Menschen unserer Stadt und unserer Region miteinander ins Gespräch zu bringen – und Literatur zu feiern und zu genießen. Man darf hoffen, daß sich dieses Format nun etabliert hat und im Jahr 2018 die dritte Folge stattfinden kann. Noch ist allerdings offen, welches Buch es dann sein wird. ¶



*Herr Bischof aus Bad Brückenau liest in der readers corner der Buchhandlung Knodt für Zuhörer drinnen und draußen.*

## Short Cuts & Kulturnotizen



Foto: Frank Kupke

Wer sich dieser Tage mal nach **Bad Bocklet** verirrt, was man durchaus empfehlen kann – und zwar nicht nur im Frühling –, stößt dort im **Kurgarten** auf vier hochqualitative monumentale Sandsteinfiguren.

Man geht davon aus, daß es sich möglicherweise hierbei um den seit über 200 Jahren hier zusammengestellten Restbestand von drei einst voneinander unabhängigen Skulpturenzyklen handelt. Da gibt es – wohl aus einem Erdteil-Zyklus – einen „Indianer“ (so steht es auf dem Sockel). Ihm gegenüber steht ein „Jäger“, es dürfte sich wohl eher um eine Diana (Göttin der Jagd) als Allegorie des Herbstes (aus einem Jahreszeitenzyklus) handeln. Dann gibt es da noch einen „Pan“ als Allegorie des Mittags (aus einem Tageszeitenzyklus) und – besonders reizvoll und ikonographisch rätselhaft – ihm gegenüber eine Skulptur, bei der es sich laut Sockelinschrift um „Diogenes“ handelt.

Es gibt allerdings auch die Spekulation, daß es sich hierbei um eine Allegorie der Nacht handeln könnte.

Nun – wie auch immer, die vier Plastiken sind bereits für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts für Bad Bocklet belegt. Erstaunlich ist, wie wenig man offenbar über ihre Urheberschaft weiß. Man geht davon aus, daß sie in zeitlichem Zusammenhang mit der Errichtung des frühklassizistischen Brunnenbaus stehen (gebaut von Johann Philipp Geigel, fertiggestellt laut Giebelinschrift „1787“). Allgemein nimmt man an, daß die Skulpturen aus der Werkstatt des fürstbischöflichen Hofbildhauers Johann Peter Wagner stammen.

[kup]

Die Bürgerinitiative „**Ringpark in Gefahr**“ zeigt im Foyer des Würzburger Rathauses vom 3. bis zum 27. Mai eine Ausstellung mit dem Titel: „Auf zu neuen Ufern – Freiheit für die Pleichach“. Sie erinnert an eine Ausstellung des Jahres 2011 im Treffpunkt Architektur und zeigt den bescheidenen Fortschritt im Gebiet um den Bahnhof.

Statt Impulse zu setzen, läßt die Stadt sich von Investoren treiben. Ihre Projekte sind geeignet, eine Neuordnung der komplizierten Bedürfnisse am Bahnhof zukünftig zu sperren. Für alle, die sich der Stadt bürgerschaftlich verpflichtet fühlen, eine gute Gelegenheit zur Information.

Das Rathaus ist geöffnet montags bis donnerstags von 8 bis 18 Uhr und freitags von 8 bis 14 Uhr.

[up]

„10“ heißt das Thema des **Kunstpreises 2016 der Stadt Marktheidenfeld**, der in diesem Jahr zum 10. Mal ausgeschrieben wird. Die Ausschreibung erfolgt in der Kategorie Malerei. Teilnehmen können Künstler aus Unterfranken und dem Main-Tauber-Kreis.

Das Thema der Jubiläumsausgabe, so erläutern die Organisatoren, bietet großen künstlerischen Spielraum. Als Einheit oder in ihren einzelnen Ziffern 1 und 0 kann die Zahl gestalterisches Element sein. Die 10 steht in verschiedenen Kulturen aber auch für Vollkommenheit, Vollendung, Anfang und Ende, Ordnung, Absolutheit und Totalität. Die 1 und die 0 sind aber auch die Grundlage für einen Binärcode. Der Kunstpreis in Höhe von 2 000 Euro wird gestiftet von der Firma Bayernwerk AG. Das Büro RitterBauer-Architekten stiftet den Publikumspreis in Höhe von 500 Euro.

Nähere Details sind den Ausschreibungsunterlagen zu entnehmen, die bei der Stadt Marktheidenfeld angefordert werden können unter: [kunstpreis@marktheidenfeld.de](http://kunstpreis@marktheidenfeld.de)

[as]

MARIE JO

Ich fühl' mich wohl.



Ihr Wäsche Graf  
Wäsche & Mode hautnah!

Schmalzmarkt 5 · Würzburg  
Tel. 0931-523 04

Wir führen BHs in den Größen 65 - 110, Cup A - H  
MarieJo L'Aventure Primadonna Twist



# ALLTAG LUXUS SCHUTZ

SCHMUCK IM ALTEN ÄGYPTEN

Foto: Sandra Steiß, Ägyptisches Museum und Papyrussammlung, Staatliche Museen zu Berlin

**Sonderausstellung**

**13. März – 6. Nov. 2016**

**Knauf-Museum Iphofen**

Knauf-Museum Iphofen, Am Marktplatz, 97343 Iphofen • Tel. 0 93 23 / 31 - 0

Öffnungszeiten: Di. bis Sa. 10 - 17 Uhr, So. 11 - 17 Uhr • [www.knauf-museum.de](http://www.knauf-museum.de)